

hatte, „Noten mitzubringen“, wie es noch hieß). Concreta verband ihre Wand mit der ihrer Mutter und wünschte den angekommenen Damen guten Morgen. Dann zog sie sich zurück. Sie hatte jetzt Ruhe, zumal ihr Bruder Edison in seiner Bodenkammer eingeschlossen war, wo er allein Schulunterricht hatte: sein Mathematiklehrer projizierte Arithmetikaufgaben an die Wand.

Concreta mußte noch eine Viertelstunde warten, und so suchte sie ihre Sehnsucht nach Boris in einer Reihe von Bildern aus dem großen Leben draußen in der Welt zu vergessen. Sie verband sich zum Beispiel mit dem Maison Paquin in Paris, und auf der weißen Leinwand in Concretas kleinem Salon zeigte sich eine Reihe von über hundert Mannequins in Kostümen, von denen jedes ein Traum war. Hierauf projizierte sie aus den Museen von Florenz, Rom und Michailowgrad (dem früheren Petrograd, späteren Leningrad) die berühmtesten Kunstwerke, die düsteren schweren Farben der alten Zeit, Rembrandt, Botticelli und zuletzt die Venus von Tizian, lilienweiß auf ihrem Lager. Aber ihr Gemüt sehnte sich nach Wärme in dieser New-Yorker Welt aus Stahl, Zement und anderen Stoffen, und so ließ sie das Goldene Horn in Stambul (geschützt von der internationalen Regierungsmuseumskommission), die Palmenküste von Tahiti mit Eingeborenen, die auf Planken durch die Brandung ritten (alles Regierungsschwimmer, zum Ressort des Marineministeriums gehörend), und in ihrer Sehnsucht nach noch mehr Wärme eine Wüstenstrecke bei Timbuktu vor sich erstehen. Aber hier erlitt einer der von Cooks Radiobureau engagierten Araber, der ein Kamel vor den Ruinen auf und ab zu führen hatte, einen Unfall: er bekam plötzlich einen Sonnenstich und mußte von einem Rettungsautomobil abgeholt werden. Concreta war sich klar darüber, daß dies ein Skandal für die ganze Welt war. Das Kamel lief fort. — Es war keine Zeit mehr, eine Szene von dem berühmten schwedischen Ballett des Theaters in Stockholm zu sehen, denn jetzt schlug die Uhr im Greenwich-Laboratorium deutlich zwölf. Und auf Concretas Wand zeigte sich in den glühenden japanischen Sonnenfarben eine Allee von Kirsch-

bäumen in Jokohama, wo Boris stand, schlank und schwarzhaarig in seinem gelben Kimono (der selbst für die ausländischen Professoren an der Jokohamaer Universität vorgeschrieben war). Unwillkürlich streckte sie dem Geliebten die Hände entgegen, so lebendig erschien er ihr in dem plastischen Bilde in natürlichen Farben, und ihr war, als könne sie ihn greifen. Wie perspektivisch wirkte selbst seine edelgeformte Nase! Aber ach!

„Guten Tag, meine geliebte Concreta“, sagte Boris froh, und jetzt wußte sie, daß bei ihm daheim in Jokohama ihr eigenes Bild auf der im Kirschgarten aufgestellten Wand erschienen war.

Wie es Mode war, tanzten sie dann ein halbes Stündchen zusammen zu dem berühmten Radio-Menuett-Orchester in Berlin. Sie berührten sich (was ja die einzige Möglichkeit war und allein als anständig unter Tanzenden angesehen wurde) nur mit den Fingerspitzen. Dank der Television hatte die Moral eine bedeutende Höhe erreicht. Auf der ganzen Welt wurde nur Menuett getanzt.

„Wie reizend du in deinem Vormittagskleid bist, Concreta“, sagte Boris. „Habt ihr kühles Wetter bei euch? Hier ist herrlicher Sonnenschein, wie du siehst. Wenn ich dir doch einen Thermo-Liter japanischer Sonnenwärme schicken könnte! —“

„Komm lieber selbst,“ lachte Concreta, wenn auch mit einem Seufzer, „dann wäre sogleich Sommer hier bei mir in meinem traurigen Salon.“

Boris schüttelte den Kopf: „Liebste Concreta, ich komme ja jeden Tag zu dir!“

„Ja, aber nicht selbst! Nicht selbst, Boris! Verstehst du denn nicht? —“

Boris lächelte: „Selbst! Siehst du mich denn nicht, hörst du nicht meine Stimme? Können wir nicht zu denselben Tönen tanzen? Was willst du mehr, Concreta!“

„Mehr?“ Sie streckte ihm die Hände entgegen. „Mehr? Dich selbst! Nicht nur dein Spiegelbild, Boris! Nicht nur deine Stimme aus einer schwingenden Metallmembran. Die Wirklichkeit, Boris, die Wirklichkeit für dich und mich!“